

25./V. 1919

Wiens andere Seite.

Wiens rechtlichaffene Seite ist der erbitterte, herabgeworfene Kampf um das letzte Stückchen Brot, um den halbwegs reinen Semdfragen. Wer vom Ertrag seiner redlichen Arbeit lebt, wer für sich und die Seinen keine andere Ressource hat als das kümmerliche — trotz Steuerzuschlägen und Anschaffungsbeiträgen verflucht kümmerliche — regelmäßige Einkommen am Monatslohn, der weiß, wie viel qualvolle Sorge es kostet, um halbwegs die allernötigsten Ausgaben bestreiten zu können, der weiß, wieviel Entbehrungen an primitivsten Behagen zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Und wenn sich der rechtlichaffene Erwerbende einmal im Café dazu hinsetzen läßt, vom Markör eine Zigarre um drei Kronen zu kaufen, dann ist es ein Genuß, fragwürdig geworden und vergiftet von Gewissensbissen. Die Lebensmittelhilfe der Entente, Fürsorgeaktionen für die verhungerten Kinder Wiens wollen rettend eingreifen, wollen lindern. In die Dankbarkeit, mit der das Hilfswerk begrüßt wird, mischt sich Resignation, menat sich die bittere Erkenntnis, daß nicht viel zu helfen ist, daß die Dinge ihren trostlosen Lauf weitergehen müssen bis zu ihrem bitteren Ende.

Wiens andere Seite jedoch kennt keine Resignation, ist nicht von Sorgen geplagt, wird nicht von Gewissensbissen verfolgt. Wiens andere Seite ist das frisch anreisende Schieberalltag, das aller Not hohnlacht, das allen Gesetzen, Verordnungen und Vollzugsanweisungen ein Schnibbchen schlägt und aniettschberanügt im Champagner plätschert.

Eine Reihe von Nachtlokalen ist in diesem Winter entstanden unter dem vertraulich zwinkernden Titel „Kabarett“ und — selbstverständlich — unter offizieller Wahrung der offiziellen Sperrstunde. Um elf Uhr machte man Schluß; das Publikum, das der fragwürdigen Kabarettkünste wegen gekommen war, ging, um Chansons-Ergebnisse bereichert, nach Hause. Aber dieses Publikum bildete und bildet nur einen geringen Teil jener sonderbaren Schwärmer, die sich um die Offenbarungen der Kabarettmuse versammeln. Den Wissenden sind die ausgiebig defolletierte Djeuse und der tremolierende Tenor vollkommen schnuppe; in aller Seelenruhe wird der Rostbrotzen verzehrt, indes sich das Gstaasel — pardon, das Chanson — schmeckender Gleichgültigkeit erfreut. Denn das Schieberamusement geht erst nachher los, erst nach der Sperrstunde.

Da wird das Lokal sorgfältig gegen unberufene Blicke abgedichtet; der Eingang von der Straße aus liegt in ruhevollem Dunkel, und nun kann Wien bei Nacht seine Kurzweil finden bei Wein, Weib und Gesang bis zum grauen Morgen. Das dauert, wenn die Gesellschaft animiert ist — und daß sie animiert bleibt, dafür wird seitens der gefälligen Unternehmer bestens gesorgt —, bis sechs Uhr früh, bis sieben Uhr. Ab und zu geschieht es wohl, daß ein solches Nest „ausgehoben“ wird: der Besitzer bekommt dann eine Geldstrafe zudiktirt, die in die Rechnung von Kronen geht, aber das macht nichts. Solche Zwischenfälle sind in der Kalkulation vorhergesehen: am nächsten Tag erhöht sich der Preis des Sektis ganz einfach um zehn Kronen.

Es ist alles da, was zu einem richtigen Nachtbetrieb gehört. In der Bar bekommt man Champagner und Schnäpse; belegte Brötchen, Bäckereien und Konfitüren sind in reichster Auswahl vorhanden; der Klavierspieler trommelt mit tiefer Empfindung den „Abschied von Sorrent“, und die Mädis — nun ja, die Mädis vom Chantant, sie nehmen die Liebe nicht so tragisch.

Unsummen werden allnächtlich umgesetzt.

Eine Flasche Sekt kostet rund 100 Kronen, ein Rostbrotzen ist unter 80 Kronen nicht zu haben, zwei Eier im Glas, gewiß ein bescheidener Imbiß, bewegen sich im Preis zwischen 20 und 25 Kronen. Das ist nur eine ganz kleine Probe von den Preisen, die im nächtlichen Wien mit der größten Selbstverständlichkeit gefordert und mit der selbstverständlichsten Bereitwilligkeit gezahlt werden. Und warum denn nicht?

Das Geld wird ja so leicht verdient, ein Tausender spielt da keine Rolle. Ereignete es sich doch kürzlich, daß der Klavierspieler einer solchen Bar für einen bestellten Baker einen Tausendkronenschein hingeworfen bekam. Und die Mädchen, die den zechenden Kavaliereu Gesellschaft leisten, werden für ihre Lieblichkeitswürdigkeit ähnlich entlohnt. Charakteristisch ist, daß im Dirnenjargon jezt der Tausendkronenschein als „Fehen“ bezeichnet wird. Fehen! Hier braucht es keinen weiteren Kommentar, um den Wert unserer Währung, nicht bloß in der Vergnügungsindustrie, anschaulich zu machen.

In Seide und Battist sitzen die Mädchen umher, das Geschäft trägt es ja. Alle verdienen sie, sie alle, die bemüht sind, den Schiebern das Geld abzuknöpfen, der Klavierspieler, dessen reguläres Einkommen ohne die großen Coups auf mindestens dreitausend Kronen im Monat zu veranschlagen ist; die Kellner, die den Sekt heranschleppen und die galanten Beziehungen in Schwung setzen, die Blumenmädchen und last not least — die Toilettefrauen. Armer Mittelstand, du hast ja keine Wohnung, wie ungeschickt du dich zum Leben anstellst! l. p.